

Nicht die Skandale sind das Hauptproblem der Kirche, sondern ihr Kleinmut in der Verkündigung Gottes. Religion bedeutet mehr als praktische Lebenshilfe

Die Schwäche der Kirche

24. April 2010, Gerd Held

Sind die jüngsten Skandale, die die Kirchen erschüttern, ein Indiz für einen allgemeinen Niedergang des religiösen Glaubens? Eher im Gegenteil. Sie fallen in eine Zeit, in der viele Menschen wieder auf der Suche nach Gott sind. Das gilt auch für manchen, der in diesen Tagen aus seiner Kirche ausgetreten ist. Die Kraft jener Antworten, die sich in den letzten Jahrzehnten als Ersatz des Glaubens angeboten haben, hat ihren Zenit überschritten. Das gilt besonders für „die Gesellschaft“, die als Erklärung für alles herhalten sollte und die Position des alleinigen Sinnstifters beanspruchte. Das Soziale, das den geistigen Raum der größeren Bezüge des Daseins zu besetzen versuchte, erweist sich als zu eng. Das menschliche Diesseits erscheint, angesichts der Majestät und Schönheit der Schöpfung, als zu klein. Es hat auch einen egoistischen Beiklang bekommen. Viele Menschen spüren das Göttliche, nicht nur mit ihrem analytischen Verstand, sondern auch mit ihrer Fähigkeit zu glauben, zu hoffen und zu lieben. Doch nun erfahren sie eine Enttäuschung. Die Institution, die eigentlich für den Glauben zuständig ist, bleibt merkwürdig blass: die Kirche. Nicht dass sie völlig verstummt wäre. Im Gegenteil, sie äußert sich zu vielen Themen und nutzt auch die Medien. Aber in der Verkündigung Gottes ist sie wenig überzeugend. In den Ritualen des Glaubens spürt man nicht selten eine gewisse Hohlheit, ein Zittern, ein Fremdeln. Auf den Gesichtern von Priestern und Pfarrern ist bisweilen ein Zweifel zu lesen, manche segnende Hand wirkt schauspielerhaft. Die jüngsten Skandale sind nicht das Wichtigste. Wäre die Kirche stark in ihrem Kern, hätte sie die Fehlentwicklungen entschieden beantworten können. Sie hätte als Glaubensgemeinschaft kein Glaubwürdigkeitsproblem. Wer sich erinnert, mit welcher Aufmerksamkeit die Deutschen dem neuen Papst anfangs begegnet sind oder welche Unterstützung das Volksbegehren für den Religionsunterricht an Berliner Schulen zunächst gefunden hat, der muss jetzt einen regelrechten Absturz feststellen. Die christliche Kirche scheint ihrer großen Chance nicht gewachsen zu sein.

Das Problem der Kirche besteht dabei nicht darin, dass sie sich von den alltäglichen Bedürfnissen der Menschen entfernt hat. Die Kirche hat eine theologische Schwäche, keine soziologische. Sie steckt nicht zu wenig, sondern zu sehr im Sozialen. Sie hat sich zu sehr auf die kleinen Kreise des menschlichen Daseins spezialisiert. Sie äußert sich – mit besonders strenger oder mit besonders süßlicher Stimme - zu Ehe und Familie, zu Ernährung, Hygiene und Sexualität. Sie ist gewissermaßen in die Wohnungen eingezogen und nicht in die Welt hinaus. So wird der Gott, den die Kirchen bezeugen, zu einem sehr intimen Gott. Das ist keine böse Absicht der Priester und Pfarrer. Oft mag es ein Ausweichen vor der schwierigen Aufgabe sein, der sublimen Fremdheit, die das Göttliche auszeichnet, eine fassbare Gestalt zu geben. Die Predigten halten oft die Spannung nicht aus, die zwischen menschlichen und über-

menschlichen Dingen bestehen. In der Rede von Gott ist das Vergleichen eingerissen: menschliche Erfahrungen werden in eine Reihe mit dem Wirken und Leiden von Christus gestellt. Als der Papst Johannes Paul II im Sterben lag, scheuten sich Kirchensprecher nicht, das mit dem Leidensweg Christi zu vergleichen. Die Figur der Maria, mit der Papst Benedikt XVI. die Aussage „Gott ist Liebe“ illustriert, überhöht die menschliche Mutterrolle zur Gotteseigenschaft. Gerade in der Theologie kommt es auf die Sorgfalt der Worte an. Wenn die Ostergeschichte so gedeutet wird, dass die Kreuzigung und Auferstehung von Gottes Sohn „für das Leben“ und „gegen den Tod“ erfolgt sei – ausgeschmückt mit dem Hinweis auf Frühlingstemperaturen und blühende Krokusse – dann ist das Biologie und nicht Theologie. Die Ostergeschichte handelt nicht von einer Rückkehr des Gottessohns ins Leben, hier wird die ganze Ordnung von Leben und Tod überwunden. Eine Bio-Theologie, die diese Transzendenz zurückbiegt auf das Leben, macht aus dem Glauben ein Kalkül schlauer Lebewesen. In ihren existenziellen Fragen erwarten die Menschen von der Religion keine vordergründigen Ermütigungen. Gewiss ist gut, dass die Kirche Gott den Menschen nahebringen will. Aber sie muss doch die Gefahr in einer Zeit sehen, wo die „Selbstverwirklichung“ in aller Munde ist. Indem Gott den Menschen allzu nahegebracht wird, wird er verkleinert. Wo Prediger seine Bedeutung herunterziehen auf sozialpsychologische Lebensdienlichkeiten, haben sie ihn, den sie den Menschen näherbringen wollen, schon verloren. Er verliert alles Fremde, Ferne, Erhabene. Was mit der fragwürdigen These von der Gottes-Ebenbildlichkeit des Menschen beginnt, endet mit der Menschen-Ebenbildlichkeit Gottes. So bleibt der Mensch letztlich mit sich selbst allein.

Der religiöse Glauben ist keine unkritische Tätigkeit. Aber sein normativer Maßstab ist nicht der Fortschritt des menschlichen Wissens, sondern der höhere Glaube, der den billigen, vordergründigen, niedrigen Motiven und Manipulationen misstraut. Die eigentlich kritische Frage ist nicht, „was“ glaubwürdig ist, sondern „zu welchem Zweck“ wir glauben dürfen. Jeder Aberglauben zielt darauf, die höheren Mächte gleichsam zu einer Gunst zu verpflichten. Die Kultmeister der alten Magie wollten ihre Geister herbeizwingen. Die Religionsgeschichte ist voller Machtgötter - in der antiken Götterwelt geht es im Grunde um recht gewöhnliche Macht- und Liebesränke. In solchen Theologien sind die Kräfte der Götter wohl übermenschlich, ihre Zwecke aber sind es nicht. Sie sehen nur Gottheiten, die selbsterhaltend handeln und sich deshalb auch für die Selbsterhaltung der Menschen einspannen lassen. Hier hat der jüdisch-christliche Gott etwas Unerhörtes und Unerwartetes in die Welt gebracht. Er ist nicht nur ein mächtiger Gott, sondern auch ein sich bindender Gott. Damit kam eine neue Tonlage in die Welt, eine Umwertung der Werte. Ein höheres Gesetz als der verdrängende Kampf ums Dasein war nun zu ahnen. Eine neue Weite tat sich auf, die Welt wurde größer. Dieser Geist hat auch das Diesseits größer gemacht, indem er schon der irdischen Vielfalt einen neuen Wert verlieh.

Wer heute durch eine Kathedrale schreitet, kann diese Glaubensweite des Christentums spüren. Sie ist nicht für Heim- und Herdgeschichten gebaut, sondern nimmt Maß an der gesamten Schöpfung. Wie überwältigend ist die Wucht der barocken Bilder. Selbst dort, wo himmlische Figuren Menschengestalt haben, hebt sie der Genius der Darstellung - endlich an der Schwelle der Neuzeit gefunden – darüber hinaus. Aber auch das spartanisch ausgestattete Calvinistenkirchlein erreicht, auf andere Art, diese Weite. Es verweist gerade durch seine Kleinheit auf die Größe Gottes. Seine Spärlichkeit wird zur Herausforderung an die Menschen, in Demut und ohne Heilsgewissheit an der ihnen gegebenen Welt zu arbeiten. In beiden

Formen des Gotteshauses ist eine anspruchsvolle Fremdheit gegenwärtig, hier denkt das Christentum in Welten und nicht in Wohnungen.

Katholische Barockpracht und calvinistische Backsteinaskese sind späte Errungenschaften. Die Weite des christlichen Glaubens scheint erst mit Beginn der Neuzeit die ihm gemäße Weite der Formen gefunden zu haben. Diese neue Weite bildet das äußere Motive der Moderne: Die Sorge um eine gute und bessere Welt wurde nun erst im größeren Maßstab praktisch. Damals war es völlig normal, den christlichen Glauben mit den großen Ordnungsaufgaben der Menschen zusammen zu denken. Das Beispiel der protestantischen Wirtschaftsethik ist dafür ein gutes Beispiel. Max Weber hat gezeigt, dass die neue Kühnheit von Unternehmensführung und Arbeit als „innerweltliche Askese“ eine ethisch-religiöse Qualität hat. Der Kapitalismus war also ein konsequent gelebter religiöser Glauben – kein schwächelnder Hinterzimmerglaube, sondern eine intensive, weltoffene Religiosität. Die katholische Inspiration der Neuzeit ist weniger beleuchtet, aber nicht geringer.

An diesem Punkt wird deutlicher, worin die merkwürdige Schwäche der Kirchen in unseren Tagen besteht. Ihr Glaube hat seine größeren Zwecke verloren, ihre fürsorgliche Lebensbegleitung ist zu eng. So können sie auch die ethische Qualität der „neoliberalen“ Leistungsgesellschaft nicht mehr erkennen – für sie beginnt das Gute beginnt erst bei der sozialen Umverteilung. Die Kirchen füllen die geistige Weite des christlichen Glaubens nicht mehr aus. Der Geist der Kathedralen ist ihnen fremd geworden, sie denken in den hohen Gewölben in allzumenschlichen Gleichungen. Dennoch ist es treffender, von einem „noch nicht wieder“ zu sprechen: Die Kirchen haben die Weite des christlichen Glaubens noch nicht wieder gefunden. Aber gerade diese Weite ist aktuell. Wahrscheinlich ist den Kirchenleuten gar nicht klar, wie sehr die zeitgenössische Gesellschaft Gott braucht.

(Manuskript vom 24.4.2010, erschienen als Essay in der Tageszeitung „Die Welt“ vom 26.4.2010)